

(Nachdruck verboten.)

## 87 Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Niels sagte das, als wäre es gar nicht an eine einzelne Person gerichtet, sondern an alle Frauenzimmer zu gleicher Zeit, und verlegen blieb er stehen und ließ seine Augen rings über das belebte Bild schweifen, die vielen Frauen, die Berge von Fischen, die Brücke, das Wasser und die Felsen. Aber er sah eigentlich nichts von alledem. Er hörte nur den Klang der Stimme, die ihm dies ins Ohr geflüstert, und da er selbst so geradeheraus und unbehilflich war, empfand er beinahe Ehrfurcht für jene hurtige Geistesgegenwart, die ihm ein Stelldichlein zugeflüstert hatte, ohne daß jemand außer ihm es hören konnte. Niemand hatte es auch gehört, so leise hatte Märta die kurzen Worte gehaucht. Als Niels weiter den Hügel hinauf zur Windmühle ging, warf bloß Mutter Albertina Märta einen bedeutungsvollen Blick zu. Doch Märta war so froh, daß sie dem Blick trotzte.

„Ihr habt wirklich recht behalten, Mutter“, sagte sie, „der ‚Delphin‘ ist richtig heute früh morgens gekommen.“

Mutter Albertina verwunderte sich in ihrem stillen Sinn über die Kühnheit des Mädchens. Auch liebte sie es nicht, wenn man in Gegenwart von Zeugen auf ihre prophetische Gabe anspielte. Sie kniff verdroffen die Lippen zusammen, und auf ihr Antlitz legten sich düstere Gewitterwolken.

5.

Der Tag ging zur Küste und die Arbeit wurde beiseite gelegt. Golden und warm stand die Sonne am Horizont, und ihre langen gelben Strahlen küßten das Wasser, rosenrote Streifen hervorrufend, die sich zu Purpur sammelten, auf einer langen, silbergeränderten Wolke, welche in einem weiten Bogen zu beiden Seiten des lichtblauen Raumes schwebte, so weit das Auge blicken konnte. Die Farben glitten vom Himmel hinab auf die schimmernden Flächen der äußersten Schären und vermischten sich mit dem Wasser, dessen großer, weiter Spiegel rosig und violett leuchtete, gleichsam in matterem Glanze das wiedergebend, was dort oben brannte.

Es senkte sich jene Stimmung auf die Schäre, in der die Stille tief und ruhig ist und selbst der eintönige Laut der Wellen in dem allgemeinen Schweigen zu ertrinken scheint. In dieser Stille klingt nichts wunderlicher als das Quaken der Frösche in dem Sumpfe, der sich an dem äußersten Ende der großen Insel befindet. Es schneidet so seltsam durch die Stille und hört sich so wunderbar in all dem Schweigen an. Es scheint beinahe, als diene dieser herbe, mühselige Laut dazu, die Gedanken sachte auf jene Wege zu leiten, die unmittelbar in die geheimnisvolle Werkstatt der Natur führen, wo nichts still steht, wo beständig etwas Neues geschieht. Der Küstenbewohner kam zuweilen dasitzen und diesem Laut zuhören, und während er darauf horcht, verbindet sich dieser Laut in seltsamer Weise mit dem großen Anblick des Meeres, das unaufhörlich wechselt. Und was er sieht, scheint sein eigenes Leben zu vertiefen.

Die Sonne sinkt immer mehr. Sie versinkt in die triangel-förmige Vertiefung zwischen zwei dunkeln Felsen, die sich gleich phantastischen Schacken über dem Wasser erheben. Je tiefer die Sonne sinkt, desto schwärzer wird der Schatten am Fuße der Klippen, während ihre Rämme und der Himmel ringsherum in stärkeren Farben glühen. Ein Blinken, ein sachtles Glimmern, das sich zusammenzieht, als glitte eine behutsame, unsichtbare Hand über das ganze Farbenspiel — und ein ruhiger weißer Schimmer löst den Glanz der starken Farben ab. Die Dämmerung beginnt sich gleich einem Schleier über Wasser und Schären zu senken, und das Quaken der Frösche ertönt lauter, als wäre es vorher durch den Glanz der Sonne gedämpft gewesen, die nun dahingegangen ist.

Da blüht es wie ein leuchtendes, ungeheures Auge aus der milden Zuldämmerung auf, und über den unermeßlichen Spiegel des stillen Meeres ergießt sich eine Lichtflut; die Lichtflut kommt vom Leuchtturm, und wie auf das Ticken

eines magischen Uhrwerks wird der Schein über Klippen und Wasser geworfen, lichte, breite Wege in den Schatten schneidend, den die Sonne hinter sich gelassen, als sie verschwand. Uebers Meer hinaus und hinein in die Schären werden die Lichtwellen geschleudert, und schießt man weiter hinaus, so entdeckt man kleine leuchtende Pünktchen, die aus dem Meere emporzu steigen und in den Schlagwellen zu ertrinken scheinen; es ist, wie wenn ein starkes gesundes Menschenkind in selbigem Schlummer sachte atmet.

Der Küstenbewohner ist an all das gewöhnt. Aber dennoch kann er lange sitzen und es betrachten, und er kann fühlen, wie die Gedanken verstummen und sich gleichsam nur ehrfürchtig und sachte regen vor dieser Majestät des Schweigens; und er fühlt, wie die Unruhe beküßt wird, und alles, was sich empören, was verwunden und verlegen will, senkt die Waffen und beugt das Knie vor jener großen Stille.

Ich weiß nicht, warum dieser Anblick des Meeres in seiner Abendruhe so oft in mir selbst den Gedanken an eine barmherzige Macht erweckt hat, die ohne Empfindsamkeit, doch mit unendlicher Milde die Wogen auf dem großen Meer der Leidenschaft zwingt, innezuhalten und sich zu glätten. Der Spiegel ist blank, und selbst in der Tiefe herrscht Ruhe. Dort unten blüht nur die ganze Flora der Tiefe, die niemals ans Tageslicht kommt.

Auf dem Abhang des Felsens sitzt ein Mann in dunkelblauem Anzug, mit weißer Mütze und neuen, dunkelblauen Segeltuchschuhen. Er hat sich so gesetzt, daß er vom Dorfe aus nicht bemerkt werden kann, und wenn er sich von Zeit zu Zeit erhebt, um über den Abhang den Steg hinunter zu spähen, auf dem man von der Kirchhofsmauer hinaus zu den Klippen gelangt, da nimmt er die Mütze ab, damit sie nicht in der Dämmerung gegen die klare Luft leuchtet und ihn den Kameraden oben auf dem Vorkensausguck verrät. Sie und da versinkt er in eine träumende Stellung, als könnte er seine Augen nicht am Anblick jenes Bildes sättigen, das er doch so viele Male zuvor gesehen.

Der Mann ist auch in einer wunderbar weichen Stimmung. Er ist nicht ungeduldig. Denn er weiß, daß sie, die er erwartet, kommen wird, und daß er nicht zu fürchten braucht, vergeblich harren zu müssen. Er ist in einer glücklichen Stimmung, doch dieses Glück ist mit einem Zusatz dumpfer Unruhe vermischt, als sollte ihm aus dem Grunde des Meeres des Ungelauten etwas entgegentreten, das er niemals kennen zu lernen wünschte. Er ist ein Arbeiter des Meeres, aber es ist zugleich ein Träumer, und wenn er auch nicht alle seine Gefühle in Worte kleiden oder sie auch nur zu klaren Gedanken formen kann, so ist doch der lichte Spiegel des Meeres, die Sonne, die versunken ist, und die Dämmerung, die sich über die Höhen gebreitet hat, die Frösche mit ihrem knarrenden Gesang im Moor, und die Wellenbraudung, die ans Ufer schlägt — all dies ist ihm entgegengetreten und hat in ihm gerade jene Gedanken zum Leben erweckt, die sich in die Stille einfügten. Und in dieser Stunde erlebt er das, was vor menschliche Gedanken tritt, wenn alles, was das Leben birgt, sich in jener großen Woge vereinigt, die von einer Sommernacht in ein Menschenherz strömen kann.

Der Mann auf der Klippe legt sich nieder und sieht zum Himmel empor, wo die Sterne im matten Schein der Juli-nacht erstrahlen und das Firmament tiefblau ist mit einem Schimmer ins Helle, das an Sommervendzeit und Frühling erinnert, aber die ganze, volle Wärme des Sommers hat. Und wie er da liegt, vergißt er sein Sehnen, vergißt alles außer seinen eignen Gedanken. Und er erinnert sich. Ach, er erinnert sich an so vieles.

Er erinnert sich, wie er hier als Kind lust über diese selben Klippen sprang, gleich einem köstlichen Schatz seine erste Krabbe, seinen ersten Fisch in der Hand haltend. Er erinnert sich, wie er hier umherging, als er schon so weit war, nachzudenken, wie er die Welt groß fand und gar zu gerne wissen wollte, ob er je das zu sehen bekommen würde, was sich hinter der tiefen Luie befand, in der Himmel und Meer ineinanderfließen. Er erinnert sich, wie er als vierzehnjähriger Knabe hier herumwanderte, als das Unglück mit Vater geschehen war, und er sich als ganzer Mann fühlte und meinte, daß nun er allein es wäre,



auf den Mutter sich fortan stützen sollte. Dann erinnerte er sich auch, wie seine Träume, fortzukommen, verdunkelt wurden, und wie er das Gefühl hatte, als fesselte ihn das Schicksal mit eiserner Hand an dies Land, wo seine Vorbäter vor ihm gelebt hatten, gealtert und gestorben waren. So jung er war, hatte er doch, wie er sich erinnerte, solches Gefühl, und wie ein scharfes Eisen hatte dieser Gedanke die Phantasien seiner Knabenjahre zerrissen und bewirkt, daß er kalt und nüchtern die Wirklichkeit betrachtete. Aber wie dies nun sein mochte, die Zeit war vorbeigeglitten, und er fuhr fort und kam zur See, weil er dem Verlangen nicht widerstehen konnte, die Welt zu sehen, die lockte. Dann hatte er eine lange Segelfahrt angetreten und das gesehen, was andre von fremden Ländern berichtet, er hatte die Trauben des Südens gekostet und schwarzäugige Frauen lächeln sehen, wenn er um ihre Liebe warb. Aber dennoch war er zurückgekehrt, und hier, an derselben Stelle, wo er jetzt saß, hatte er gegessen, und es hatte sich in ihm die Gewißheit bahngebrochen, daß, wo er auch in der Welt umherschweifete, er sich stets wieder nach der felsigen Insel an der felsigen Küste zurückzuehnen würde, wo kein Baum in die Höhe wachsen konnte, aber wo er sich daheim fühlte und die Wellen seines Lebens sich zur Ruhe legten.

Wieder schraf Niels auf und richtete sich empor. Warum kam sie nicht? Und was bedeutete eigentlich all dies? Wohin schweiften seine Gedanken heute abend, warum war ihm so wunderbarlich zu Mute? Was war es, das anstieg und Nacht über ihn erlangte an diesem wunderlichen Sommerabend?

Wieder sah Niels übers Meer hinaus, als könnte es ihm Antwort geben, und es kam ihm in den Sinn, wie viele vor ihm hier gegessen hatten und über dieses selbe Meer hinausgeblüht und gesonnen und gegrübelt, als sollte die Antwort von irgendwo aus weiter Ferne kommen, von einem Orte, den niemand erreichen kann, wo Himmel und Wasser eins werden. Er dachte daran, als er plötzlich bei dem Laut von Schritten aufstuh. Eine Beklemmung überkam ihn, als fürchtete er, es könnte jemand anders als die Erwartete kommen.

(Fortsetzung folgt.)

## „Der Weg zum Licht.“

(Deutsches Theater.)

Die Saison steht unter dem Zeichen der Zuckersüß-Dramatik. Die billigen Sentimentalitäten von „Alt-Heidelberg“ brachten es am „Berliner Theater“ zu einem Kassenerfolg, hinter dem sogar Björnsons „Meer die Kraft“ sich behaupten verstanden mußte, und die Flut der unglückseligen „Märchendramen“ ist noch dauernd im Steigen. Die „schöne Melusine“, der „Herr von Abadessa“, „Frau Anne“ und nun zuguterletzt noch Georg Hirschfelds „Der Weg zum Licht“, welche ein überschwenglicher Segen von romantischen Süßigkeiten! „Werdet wie die Kindlein“, das scheint der Mahnspruch zu sein, nach dem im neuen Jahrhundert das dramatische Handwerk betrieben werden soll! Die Stücke überbieten einander an Naivität. Die primitivsten Mittel werden hervorgesucht, und das Publikum, das unter dem Einfluß einer ernsthaft naturalistischen Kunst bereits so übertrieben feinfühlig geworden war, daß es sogar den kurzen, nur andeutenden Monolog in modernen Stücken nicht mehr ertragen mochte, läßt sich nun ohne Protest die windigsten Allegorien, die leersten Menschepuppen, die seelenlosesten, zu glatten Versen aufgepuzte Geschwägigkeit auf der Bühne gefallen. Das Dichten ist bei dieser Konjunktur ein leichtes Ding. Man nimmt irgend ein paar meist recht altherwürdiger „Wahrheiten“, erfindet — was, da es auf Wahrscheinlichkeit und innere natürliche Entwicklung nicht mehr ankommt, doch wirklich keine schwere Sache ist — eine mythische Fabel dazu, und verteilt die „Handlung“ auf einen Kreis von Personen, deren Charakteristik sich je in einem Stichwort erschöpft. Dann kann mit Gottes Hilfe — denn gern gesellt sich dieser Art von Märchenhaftigkeit, wie auch das neueste Drama wieder zeigt, ein frommer Augenaufschlag bei — das große Schöpferwerk des Niederschreibens losgehen. Daß nun auch Georg Hirschfeld, der so vielversprechend mit den „Rittern“ begann und dessen „Agnes Jordan“ noch so viele mit echtem Poetenauge gelesene Blige aufweist, den Künstlerstolz des nach Natur und Wahrheit ringenden Naturalisten so weit vergessen konnte, um diesen „Weg zum Licht“ zu wandeln, ist beschämend. Die Kritik hat ihn von je nicht sonderlich lauff angefaßt, und gegenüber den Mängeln in seinen Gegenwartsdramen das Lächliche, das sie enthielten, wohl oftmals unterschätzt. Aber ist das ein Grund, um Hammer und Meißel entmutigt fortzuwerfen und aus der Werkstatt künstlerisch ringender, wenngleich nicht immer erfolgreicher Bildnerarbeit in das Nebelreich nichtiger, gestalt- und wesensloser Fabulistik zu fliehen? Der laute Beifall, den sein Stück bei der Premiere fand, kann ihn darüber, was dieses Stück bedeutet, doch nicht täuschen.

„Die wahre Liebe überwindet alles“ — ein solches erbautes Sprüchlein etwa wäre als passendes Motto dem Drama in der Buchausgabe voranzuschicken. Es ist zugleich das Thema, welches lehrreich darin abgehandelt wird. In den Tiefen der Salzburger Berge haust mit andern dünnen Zwergen voll zusammen, als ihr König und Herr, ein ganz besonders mißgestalteter, rothaariger und bucliger Dummfelleb, der Hahnigill, den ein brünstiges Verlangen nach weiblicher Schönheit verzehrt. Jemandwie hängt diese ganze Sippchaft, ebenso wie die auf den Höhen frei umherschweifenden „Wildfrauen“ mit der alten heidnischen Geisterwelt zusammen; vom neuen Christengotte, der über die Menschen herrscht, wollen die Beruchten nichts wissen. So ist einstweilen auch Hahnigills Sinn noch aller „wahren Liebe“ fremd. Der Arge hat nur böse Lust im Herzen. Da er bei den Wildfrauen, so viel gläserne Bergschätze er ihnen bietet, aus Gründen seines Rudels kein Gehör findet, spinnt seine mißfählende Mutter einen verbrecherischen Plan. Eine reine Jungfrau, obendrein noch eines Pfalzgrafen Tochter, soll sein eigen werden. Hahnigill soll ihr, die jetzt in unheilbarer Krankheit hinfiecht, ein Zauber-Tränkein bieten, das sie gesund machen wird und als Entgelt verlangen, daß ihn das Mädchen als sein Weib in die Berge folge. Der Pakt kommt dann im zweiten Aufzuge in höchst merkwürdiger Weise zu stande. Hätte Hahnigill, der, als Arzt verkleidet, zu der Kranken schleicht, seine Bedingungen genauer formuliert, so hätte ihn Jungfrau Rechthilde, wenn sie nicht ihres edlen Namens völlig unwert sein soll, mit Abscheu von sich weisen müssen, und was wäre dann aus den nächsten zwei Akten geworden? Also hält sich der Zwerg dem Dichter zu Liebe mehr im allgemeinen, er redet ihr davon, daß sie als „Wildfrau“ weiterleben soll, und andres derart, worauf sie unter Wahrung ihrer ästhetischen Würde zur Not schon eingehen kann. Daß er nach den schlimmen Erfahrungen, die er mit dem andern Wildfrauen gemacht hat, so seinem Ziele noch um keinen Schritt näher kommen würde, das scheint dem Hahnigill gar nicht einzufallen, oder er verschweigt es taktvoll, um die Handlung nicht zu stören. Das Tränkein wirkt, und jubelnd stürzt die Jungfrau — der man den Vorwurf einigen Leichtsinns nicht ersparen kann, denn im Nu hat sie die unbehaglichen Versprechungen vergessen — dem edlen Ritter und Minnesänger Reinmar von Zweter in die Arme. Das ist die wahre Liebe, wie sich im dritten Akt, wo beide herzbezüglich in einem lenzesgrünen Garten mit einander schwärmen, und dann vor allem in den finsternen Stunden der Gefahr, im vierten Akte zeigt, als der Priester das Paar getraut hat. So lange wartet nämlich der betrogene Hahnigill, eh' er zur Gewalt greift. Mit einem mächtigen, rotglühenden Zauberhammer erscheint er da zur mitternächtigen Stunde, in wilder Wraust Rechthilde zum Weibe begehrend. Kühn tritt der Ritter zum Kampfe vor; aber machtlos gleiten seine Streiche vor dem Hammer des Kobolds ab. Und wie der Ritter für seine Rechthilde, will sie für ihren Ritter sterben. Auch ein Dämon könnte solchem Opfermut nicht widerstehen! Hahnigill erkennt, was wahre Liebe heißt, er läßt den schon zum Schlag gehobenen Hammer sinken und — entsetzt. Tapfer ist der Löwenjäger, tapferer wer sich selbst bezwingt! Und siehe, welche tiefstimmige Wunder! Der Rind der inneren Umwandlung ist so gewaltig, daß mit der Seele auch der Körper neugeschaffen wird. Die brennend-rote Perrücke und der ausgestopfte Dämon fallen wie Zunder von ihm ab, ein verklärter Jüngling, im frischgewaschenen weißen Engelhemdchen steht der Zwerg vor aller Augen plötzlich da. Die Ahnung wahrer Liebe hat ihn umgeschaffen. Ohne Zweifel, jetzt wird kein Wildfräulein ihm mehr verschmähen! Zwei dieser hübschen Geisterweibchen kommen denn auch sofort mit listerner Begierde angeschwehrt, doch Hahnigill ist über derlei windige Abenteuer, an denen die Seele keinen Anteil hat, jetzt weit erhaben. Mit stolzem Schritt geht er an den losen Geschöpfen vorüber. Als finstiger Engelsgruß des Verklärten fliegt aus unsichtbarer Höhe ein — Edelweiß vor die Füße der Liebenden. Und damit Schluß und Amen.

Die Schauspieler thaten für das Stück, was möglich war. Theresina Gehner war eine anmutige Rechthilde, Sommerstorf ein echt ritterlicher Held. Das weitaus Interessanteste bot Reinhardt in der Rolle des Zwerges. Die finstere, wilde Energie der verhaltenen Begierde brachte er zu wunderbarem Ausdruck. Schade, daß solche Kunst an eine solche Dichtung verschwendet war. — Conrad Schmidt.

## Kleines Reuilleton.

Ik. Zusettenaquarium. Die allgemeine Ansicht verlangt für ein Aquarium, das diesen Namen verdienen soll, unbedingt einen oder mehrere Fische als Bewohner, und so mancher langweilt sich nach diesem Princip über seine lieben Goldfische, weil er es nicht anders kennt und nicht weiß, daß das Leben in einem Aquarium ohne Fische oft weit interessanter ist als im Fischaquarium. Was ein einziger kleiner Fisch sonst gnadenlos seinem guten Appetit opfern würde, das entwickelt sich bei seiner Abwesenheit zu einem überraschend vielseitigen Leben. Gerade jetzt ist die beste Zeit zur Einrichtung eines Zusetten-Aquariums. Der Boden des gewählten Gefäßes wird mit einer zollhohen Schicht Gartenerde oder mit Erde vom Rande eines Gewässers bedeckt und darüber ausgewaschener Flußsand geschüttet, sodas eine weitere Schicht von einem Zoll Höhe entsteht. Um zu vermeiden, daß das Füllen mit Wasser den Boden wieder aufrührt,



legt man ein Stück Pappe auf den Grund und gießt das Wasser langsam auf diese Unterlage; dann wird die Pappe wieder entfernt, Pflanzen mit Wurzeln vor dem Aufschütten des Sandes eingepflanzt, schwimmende Pflanzen einfach aus dem Wasser geworfen. Besonders empfehlenswert ist *Elodea densa*, die bei jedem Aquariumhändler zu haben ist und durch schöne Formen und rasches Wachstum sich dankbar erweist. Man kann sich die Pflanzen aber auch aus heimischen Gewässern selbst holen. Bei dieser Gelegenheit bringt man mittels eines feinnetzigen Rezes eine nicht zu kleine Quantität der Wasserlinse mit, die jeden Teich mit einer grünen Schicht überdeckt; sie wird in einem Glasgefäß nach Hause transportiert und, ebenso wie einige selbstverständlich mitgenommene Schnecken, in das Aquarium entleert. Beim nächsten Gang zu einem Teiche oder Graben wird man das Treiben im Wasser bereits so gut verfolgen können, um mit einem mitgebrachten kleinen Fangnetz oder auch mit der Hand kleine Wasserläufer, kleine Wasserkrebschen und zahlreiche andre Wasserinsekten einzufangen zu können. Das weitere kann man dann ruhig abwarten. Besonders die Wasserlinse steckt gewöhnlich voll von Keimen verschiedener Tierchen, die sich im Aquarium von selbst entwickeln und fast täglich neue Entdeckungen machen lassen. Wohl das interessanteste dieser Lebewesen ist der gemeine Wasserpolyp (*Hydra*), der sich nach einiger Zeit plötzlich unter der Wasserlinse oder an Pflanzenstengeln im Wasser bemerkbar macht. Das ganze Tierchen besteht aus einem kleinen, grünen oder grauen Schlauch von einigen Millimetern Länge und der Dicke einer starken Nadel, der mit dem einen Ende fest sitzt, am andern aber acht als Tentakeln bezeichnete Fäden trägt, die in der Ruhe sternförmig ausgebreitet sind. In diesen winzigen Fäden beherbergt das Tier, das in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Quallen des Meeres steht, eine Unzahl, nur im Mikroskop bemerkbarer Kesselloren, überaus winzige, giftgetränkte Radeln, mit denen es kleine Lebewesen, die es gern verschlingen möchte, überschüttet, sowie sie in seine Nähe geraten. Das angegriffene Tierchen wird, wie man leicht im Aquarium beobachten kann, von dem Kesseltoren, den man mit bloßem Auge natürlich nicht sehen kann, auf der Stelle betäubt und regungslos, läßt sich willenlos von den Fangarmen des Polypen einspannen und der Mundöffnung des Schlauches zuführen, in den es dann hineingestopft wird. Findet der Polyp ausreichende Futter vor, so daß er nicht Hunger leidet, so beginnt er ab und zu an seinem Leibe Auswüchse zu bekommen, die nach wenigen Tagen die Gestalt eines neuen Polypen aufweisen, sich dann lösen und als selbständige Tiere das Geschäft fortsetzen. Auf diese Weise erhält man im Jusfellen-Aquarium (der Wasserpolyp gehört allerdings nicht zu den Jusfellen) bald eine stattliche Anzahl dieser interessanten Tiere. Wenn die Vermehrung nicht rasch genug geht, der kann sich eine andre bekannte Eigenschaft des Polypen zu nütze machen, indem er denselben mit einem Messer in Stücke schneidet. Jedes dieser Teile wächst bald zu einem neuen Tiere aus, und es ist bei diesem Verhalten mit Sicherheit anzunehmen, daß der Polyp mit Organen zur Schmerzempfindung nicht versehen ist.

— **Die Entstehung von Kristallen in Lösungen** ist ein Vorgang, dem zahlreiche Forscher mit den stärksten Mikroskopen nachgegangen sind, ohne wirklich die Art und Weise, wie der erste Kristall dabei entsteht, entdeckt zu haben. Gewöhnlich ist im Gesichtsfelde des Mikroskops an einer bis dahin durch nichts auffallenden Stelle ein Kriställchen plötzlich da, ohne daß man sagen könne, wie es geworden ist. Andererseits hat man schon in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts behauptet, es bildeten sich zunächst kleine Kügelchen in der Flüssigkeit und aus diesen stießen die Kristalle zusammen. Bei dieser Lage der Sache haben, wie die „Kölnische Zeitung“ berichtet, W. Richards und H. Archibald ihre Zustucht zur Momentphotographie im Mikroskop genommen, um durch eine Reihe nacheinanderfolgender Aufnahmen den Augenblick der Kristallbildung zu erfassen. Der von ihnen konstruierte Apparat ist höchst sinnreich und in den Aufnahmen können Objekte, deren Durchmesser nur den tausendsten Teil von einem Millimeter beträgt, deutlich erkannt werden. Das Ergebnis der Aufnahmen war, daß in keinem Fall das Auftreten kleiner Flüssigkeitskügelchen nachweisbar ist, dagegen selbst unter den stärksten Vergrößerungen immer bereits fertige Kriställchen erschienen. Diese zeigten sich schlecht begrenzt, jedoch nicht aus Mangel an einer bestimmten kristallinen Struktur, sondern weil die jungen, bereits vorhandenen Kristalle überaus schnell im Durchmesser größer werden. Dieses Anwachsen geschieht so rasch, daß schon der Zeitraum von  $\frac{1}{3}$  Sekunde verschiedene Wachstumsstadien zu umfassen scheint. Ueberhaupt ist dieses Wachstum in der ersten Sekunde des Kristalllebens bedeutend größer als während der folgenden Periode.

— **Alte Gemüsesamen.** Der Gartenbesitzer wird oft in der Lage sein, ältere Samen, Reste aus früheren Jahren, zur Anzucht junger Gemüsepflanzen verwenden zu wollen. Bekanntlich verlieren alle Samen nach kürzerer oder längerer Zeit ihre Keimkraft. Will der Gartenfreund sich daher Vezger und unnütze Arbeit mit nicht mehr keimfähigen Samen ersparen, so ist ihm anzuraten, vor der Aussaat eine Probe-Aussaat im Kleinen zu machen. Man benutzt dazu flache Schalen oder Blumen-töpfe, in die man eine geringe Anzahl von Samen sät. Man wird dann leicht erfahren, ob und wie viele der Samen noch keimfähig sind und also die Aussaat noch lohnend. Zu beachten ist aber, daß nicht alle Samen bei niedriger Temperatur austreiben, sondern manche erst bei höheren Wärmegraden. So keimt durchschnittlich bei wenig über 0 Grad Celsius der Samen von weißem Senf,

Gans, Weizen, Roggen, bei 1 bis 5 Grad Celsius Keimen Gartenkresse, Lein, Spinat, Zwiebeln, Mohr, bei 5 bis 11 Grad Celsius Gartenbohnen und Sonnenblumen, Kürbissamen verlangen schon 11–16 Grad Celsius und Gurken und Melonen mehr als 16 Grad Celsius. Die Keimkraft behalten die Samen von Kohl 5–6 Jahre, Bohnen 4, Erbsen 3–4, Gurken 6–8, Salat 4–5, Petersilie und Spinat 1–3 Jahre, d. h. wenn man die Samen luftig und trocken aufhebt. Ist der Aufbewahrungsort feucht und dumpfig, so büßen viele Samen schon bedeutend früher ihre Keimkraft ein. Für manche Samen ist es nach gemachten Erfahrungen vorteilhaft, wenn sie nicht frisch ausgesät werden, da ältere Samen eine bessere Keimkraft erwerben. — (Nerthus.)

## Theater.

**Matinee im SeceSSIONS-Theater: „Anca.“**  
 Romantisches Drama in zwei Akten von J. V. Caragiale. „Eine interessante Geschichte.“ Drama in einem Aufzuge von Adolf Flachs. — Der Einakter des Herrn Flachs hätte die Bemühungen einer Sonntagsvormittags-Vorstellung ganz gewiß nicht gelohnt. Er geht über das übliche Niveau jenes vielerisch-naturlofen Einaktergenres, das mit einer gewissen Vorliebe im Residenz-Theater gepflegt wird, im Grunde nicht hinaus. Die fasslich bekannte junge Frau, die, geärgert durch die Eiferwüchsigkeit ihres Mannes, sich in Kofferetten mit dem Hausfreund einläßt, treibt es — aus Gründen der Originalität — hier soweit, ihrem etwas von oben herab über die verheirateten Weiber philosophierenden Mann ins Gesicht zu sagen, daß das an ihrer Seite sitzende junge Herrchen soeben vor ihr auf den Knien gelegen habe. Und diesen Coup, der ihn demütigen soll, pariert der Herr Gemahl in einer nicht weniger originellen Weise. Er thut, als ob er die Geschichte äußerst harmlos fände, setzt sich zum Kartenspielen mit dem angenehmen Jüngling hin und beifert sich alsbald, zur besseren Entwicklung der Komödie mehrmals von der Bühne zu verschwinden. Die beiden treiben hinter seinem Rücken ihr Spiel weiter und, als er sieht, wohin die Dinge laufen, da rächt er sich, indem er feierlich dem tieferstehenden Hausfreund seine Frau zur Ehe abtritt. Die boshafte Pointe, an Sardous „Cyprienne“ erinnernd, ist nicht übel, aber sie so wenig wie einige andre hübsche satirische Spizen können über die gekünstelte Verziwickeltheit und die verworrene Unnatur in Sceneführung wie Charakteristik hinwegtäuschen. Es war nicht mehr als recht und billig, daß das Publikum die kleine Novität ablehnte.

Eine reiche Dosis äußerlicher Theatralik war auch dem rumänischen Dorf-drama Caragiales beigemischt. Aber neben der Theatralik gab es da wirkliche Kraft, die auch, wenn sie zu wilder Brutalität der Wirkungen sich steigert, noch immer fesselt und anzieht. Es ist ein Stück der elementaren, bodenwichtigen Leidenschaften, ein Stück der Nachsicht und Gewissensangst, das in seiner Stimmung an Zolas dramatisierte „Therese Raquin“ gemahnt. Der Dorfschank Dragomir hat, um die schöne Anca zur Frau zu gewinnen, ihren ersten Mann, dem sie in tiefer Liebe ergeben war, heimlich gemordet. Ein andrer ist statt seiner wegen der Unthat verhaftet worden und zur Zwangsarbeit verurteilt. In den langen Jahren der Ehe wächst und wächst in dem Weibe der schreckliche Verdacht, daß ihr eigener Gatte der Mörder sei; ein stilles, furchtbar unerbittliches Ringen zwischen den beiden Menschen beginnt. In glühender Nachsicht beschwört sie Tag für Tag das Geipf des Gemordeten zur Dual des Mannes herauf, immer lauernd, ob nicht endlich seiner geängsteten Seele doch das Geständnis entschlüpfen wird, das ihn ans Messer liefert. Der erste Akt, der das Gemälde dieser inneren Zustände in einfachen und eindrucksvollen Zügen aufrollt, wirkt mit unmittelbarer Wahrheit, aber leider, wie so oft, blieb die Lösung hinter der Exposition zurück. Im zweiten, dem abschließenden Aufzuge, da häufen sich die trassen, wenig vorbereiteten Effekte, die statt das Interesse zu steigern, es verwirrend zerstückeln; und der Ausgang, der durch das plötzliche Erscheinen des schuldlos verurteilten Sträflings und durch seinen im Wahnsinn verübten Selbstmord gewonnen wird, hat geradezu etwas ernüchternd Verblüffendes. Aber auch hier erklingen da und dort schrilldurchbohrend, zumal in den Szenen zwischen dem nun völlig zermürbten Dragomir und Anca noch immer die echten Töne wirklicher Leidenschaft. Das Weib, wie es den Schuldigen niederzwingt, erscheint hier ins Dämonische gesteigert.

Der reiche Veisfall galt nicht zum geringsten Teile der äußerst gelungenen Darstellung. Gut und mit seinem Verständnis gab Herr Thurner den brutalen Schankwirt, Herr Rothenburg den armen, eingeschüchternen und geisteskranken Sträfling. Geradezu vorzüglich aber war das Spiel Rosa Vallettis in der Hauptrolle. —

## Musik.

Episoden aus dem Künstlerleben, von Künstlern selber zum Gegenstand ihrer Schöpfungen gemacht, sind seit jeher als besondere artistische Feinschmiedereien bekannt. In der Dichtkunst ist Goethes „Lasso“ ein vielgenanntes Beispiel dafür. In der Musik sind Richard Wagners „Meistersinger“ ein Exemplar dieser Art, das man sogar lehrhaft nennen könnte, wäre damit nicht der Gedanke an künstlerisch minderwertiges verbunden. Im Sinne des Phantastischen wurde dieses Thema ergriffen von Hector Berlioz. Schuf dieser später in seiner Oper „Benvenuto Cellini“ das musidramatische Bild eines angefeindeten und doch durch sein Werk siegreichen Bildhauers, so hat er bereits als ein der Schule kaum Erwählener (1829) eine Episode aus dem Leben eines,



Künstler" als sinfonische Dichtung komponiert. In fünf Abteilungen führt er seinen Gedanken aus vagen Affekten heraus zu denen der Liebe, in welchen ein „fixes Motiv“ durch alle Erlebnisse der Phantasie hindurch wiederkehrt, bis zu den Traumerlebnissen eines Ganges zum Nichtplatz und eines Herzensabfalls. Mit dieser „phantastischen Sinfonie“ hat Berlioz in Sturm und Drang, Verleumdung und Befehdung die Welt der „Programm-Musik“ eröffnet, die heute zum täglichen Konzertbrot gehört und hat die Fortschritte eröffnet, die durch ihn in die Kompositionsform und in die Instrumentierungskunst hineingekommen sind.

Es war ein guter Griff der Philharmoniker, daß sie zu ihrem Pensionsfonds-Konzert von gestern und vorgestern diese Frühchöpfung gewählt haben. Damit wurde dem Genuß und der Bewunderung, frei von Problemen für die Kritik, um so mehr Gelegenheit dargeboten, als sich an diesem Werke das Können unserer Philharmoniker und ihres Dirigenten Nikisch, ihr gewandtes, klares, reinliches, vornehmes Spiel ganz besonders gut zu zeigen vermochte. Auch die Solonummer des Programms war in diesem Sinne ausgewählt. Die weltberühmte Klaviermeisterin Teresa Carreno konnte nicht bald ein für ihre Vorzüge geeigneteres Zugstück finden als das erste Klavierkonzert von Tschaiwowski, ein Werk, das im wesentlichen weniger als andre Schöpfungen dieses russischen Komponisten über seine deutschen Vorbilder (zumal Schumann) hinausgeht und mit seinem etwas robusten Charakter vor allem eine Krafttechnik und die Fähigkeit, aus einer immensen Tonfülle die großen Linien der Gestaltung herauszuarbeiten, verlangt. Dazu taugt eben jene Künstlerin so gut, daß auch in diesem Teil das Konzert zufrieden machen und mit Anerkennung über die kluge Erfolgsfeierlichkeit dieser Konzerte von ihnen scheiden lassen konnte.

In wesentlich andre Verhältnisse führte uns ein Operngastspiel dieser Tage, das wir unter zahlreichen Gastspielen mit gutem Grund ausgewählt haben. Theodor Reichmann verdient den Ruhm eines der allerbesten Vortragskünstler tatsächlich. Gar nicht zu sprechen von seinem technischen Können, ohne das gerade ein „Wagner-Sänger“ gar nicht zu stande kommt, ist er einer von den wenigen Tonkünstlern, die den simplen Satz bewahren, daß Töne zum Betonen da sind. Sein Gesang — und sein Spiel nicht minder — hat etwas wunderbar „Sprechendes“, natürlich ohne jemals aus dem Singen in den Sprechton umzuschlagen. Wie er die einzelnen Tongruppen je für sich zu einem Ganzen gestaltet, mit all den dazu nötigen Nuancen des Accentes, der Klangfarbe usw., das ist eine Kunst, die zwar selbstverständlich sein könnte, aber doch kaum in einer Schule so gepflegt wurde wie in der Richard Wagner's. Als Hans Sachs in den „Meisteringern“, als Amfortas im „Parzifal“ usw. hat er zu Wagner's und im übrigen besonders zu Wien seit langem sich seinen historischen Platz geschnitten. Nun ist im „Theater des Westens“ Gelegenheit, den Künstler in einfacheren Rollen zu hören (den Wagner hat ja die Königl. für sich behalten). Wir möchten zumal auf die bei diesem Gastspiel noch bevorstehende Wiedererweckung des „Vampyr“ von Marschner aufmerksam machen, einer seltener gehörten Hauptoper der romantischen Gattung. Dagegen gehört der „Hans Heiling“ zu den gewohnten Repertoirestücken, und als den „Heiling“ hören wir denn auch Reichmann. Er konnte uns — obgleich er an jenem Abend nicht recht frisch zu sein schien — ganz besonders wieder zeigen, wie ein Künstler des Sprechenden Ausdrucks im kleinsten, als den wir ihn oben geschildert, gar keine Effektpunkte, „Mätzchen“ u. dgl. nötig hat, um durchschlagend zu wirken.

Daß die Sänger vom „Theater des Westens“ neben dem Gast nicht gerade sehr gut bestanden, dürfte weniger ihnen persönlich als den allgemeinen Verhältnissen einer Privatbühne zuzuschreiben sein. Ich möchte nicht nachfragen, wie wenig auf die Einflüsterung eines solchen Werkes zu entfallen pflegt, und wie noch weniger an erzieherischem Einfluß, da auf die Mittalieder ausgeübt werden kann. Camilla Goetz beispielsweise, die in diesem Stück die Anna sang, könnte unter günstigeren Verhältnissen wohl sehr hoch gebracht werden.

Während das, was man bei Opern als „Textbücher“ (die „richtigen“ „nur im Theater“) ansieht, von uns schon öfter als ein Hohn auf literarische Würde bezeichnet wurde, bildet sich mehr in der Stille eine sehr beachtenswerte Begleitliteratur — sozusagen — des Opernwesens aus. Voran stehen hier die musterhaften Textausgaben von Carl Friedrich Wittmann (in Reclams' Universitätsbibliothek), die noch dazu nur einen kleinen Teil dessen kosten, was auf jenen Schind veräußert zu werden pflegt. Daneben werden nun auch die „Opernführer“ häufig, das sind kurze musikalische Leitfäden, die insbesondere die Hauptthemen angeben. In einigen Beispielen, darunter der dem „Heiling“ gewidmeten Nummer, erprobten wir „Wolff'sche Opern-Bibliothek“ als empfehlenswert und ebenfalls billig. Unter den „Opernführern“ des Verlages Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erwähnen wir die uns vorliegende Nummer, die der im alten Opernhaus nun aber ganz bestimmt und sicher kommen sollen den „Louise“ von Charpentier gilt (auch deren Textbuch vom Verlag Albert Ahn in Paris usw.) erhebt sich über die gewöhnlichen Textausgaben. Dem für die nächste Woche bevorstehenden neuen Oratorium von F. Woyrsch hat der Verlag Wegweg in Quedlinburg eine „thematische Analyse“ gewidmet. Alles wenigstens kleine Symptome dafür, daß es mit der Musikbildung heute immerhin vorwärts geht und vorwärts gehen kann. —

—sz.

## Medizinisches.

— Das Gerstenkorn und seine Heilung. Ein allbekanntes Augenübel ist das sogenannte „Gerstenkorn“, dessen Entstehung auf einer Entzündung der sogenannten Meibomischen Drüsen des Augenlidrandes beruht. Es beginnt mit Rötung und Schwellung, die sich auf das ganze Lid erstrecken und so hochgradig werden kann, daß das Öffnen der Lidpalpe fast unmöglich ist. Dazu gesellen sich mehr oder minder heftige, prickelnde und stechende Schmerzen, verbunden mit Lichtscheu und Thränenfluß. Nach einigen Tagen erscheint an einer Stelle ein gelblicher Punkt, aus dem sich später unter lebhaften Schmerzen Eiter entleert. Bisweilen bildet sich auch tiefer im Lidknorpel ein hartes Geschwür. Man befördert die Erweichung des Gerstenkorns und beschleunigt den Ausbruch des Geschwüres durch halbstündlich wiederholte warme Drei-Ausschläge von Semmel mit Milch. Auch die Schmerzen werden dadurch bedeutend gemildert. Ist die Rötung und Schwellung erst im Entziehen begriffen, so wende man kalte Wasserumschläge mit einem weichen Leinwandläppchen an. Das Gerstenkorn leidet gern wieder, ja in manchen Fällen ein Gerstenkorn dem andern, und es entsteht dadurch ein langwieriges, das Gesicht verunstaltendes Leiden. Namentlich in den Entwicklungsstadien treten solche Rückfälle ein, dann ist vor allem eine lästereinigende Kur und reizlose Diät, welche mehr in Obst, Gemüse, Milch und Eiern, als in Fleischgemisch besteht, nötig dazu, täglich fleißig Bewegung in frischer, freier Luft. Dadurch heilen auch selbst bis dahin hartnäckig eingetrodnete Gerstenkörner; natürlich muß man auch die Ursachen vermeiden, welche die Entstehung des Leidens begünstigen. Hierzu gehören der Aufenthalt in heißer, trockener oder mit Staub, Tabakqualm sowie Gasen verunreinigter Luft, ferner alle Unmäßigkeiten im Trinken etc. —

## Humoristisches.

— Anekdotisches aus Alt-Frankfurt. Als im Jahre 1833 am 3. April die Studenten die Haupt- und Konstablerwache stürmten, besetzten nach deren Wiedereroberung abwechselnd preussische, österreichische, Frankfurter Linientruppen und Stadtwache die Hauptwache. Die beiden erstgenannten Truppenteile waren vom Bundestag von Mainz her beordert worden. Am Schwesterstag 1833 hatte die Stadtwache mit einem Lieutenant die Hauptwache bezogen. Abends um 7 Uhr brachte eine Patrouille ein „verdächtiges“ Individuum. Der Lieutenant befahl, ihn auf die Britische im Innern der Hauptwache zu setzen und zog sich in den Pariser Hof zurück, um seinen Schoppen zu trinken und sein Spielchen zu machen, nicht ohne seinem Feldwebel eingeschüft zu haben, auf das verdächtige Individuum ja acht zu geben.

Am Mitternacht kommt der Lieutenant herüber aus dem Pariser Hof zurück. „Profit Neujahr!“ sagte er, und dann: „Wo ist denn der Kerl?“

„Denke Sie an, Herr Leutnant, mer hatwwe uns, weil's doch Neujahr is, Punsch gemacht, hatwwe den auch zu trinke gewwe, gutmiltig, wie mer is, und als des Dos e Wisse in'n Stopp kriecht hot, hot er angefangt, uf Frankfurt zu raisonnieren. Da hatw we mer'n aber genomme und hoben ihn 'n ausgeschmissel!“

Die pünktlichen Bürgerwehrlente hatten nämlich vergessen, daß sie auf der Hauptwache waren, sie dünkten sich im Wirtshaus. —

Von einem Herrn namens P. . . , der an der Börse thätig war, erzählt man sich folgende Geschichte: Als P. . . , der viele Reisen machte, einst von einem längeren Aufenthalt in München zurückkehrte, fragte ihn ein Bekannter im Laufe des Gesprächs:

„Bist Du auch oft in der Pinakothek?“

„Oh, ja.“

„Und in der Glyptothek?“

„Ach.“

„Was hat Dir da eigentlich besser gefallen?“

„No, ich glaab, wenn ich mich recht entsinn, so hat's des besser hier in der erste Theil (im Frankfurter Dialekt soviel wie Ladentisch) gewwe, die De genannt hast, und die bessere Würsch in der amer . . .“ (Frankfurter Zeitung.)

## Notizen.

— Gorki soll an Lungenentzündung schwer erkrankt sein. —

— Dr. Arthur Pjerhofer wird am 1. September die künstlerische Leitung des „Lustigen Theaters“ (Secessions-Theater) übernehmen. —

— Das Trianon-Theater ist von einem Konsortium auf acht Jahre gepachtet worden; es werden ausschließlich Lustspiele und Schwänke auf dieser Bühne gespielt werden. —

— „Der neue Stern“, ein fünfaktiges Drama von Billy Pastor, wird am 3. Mai von der Neuen Freien Volksbühne zum erstenmal aufgeführt werden. —

— „Jugendspiel“, ein Schauspiel von Franz Johnson, deutsch von Ernst Drausewetter, wird noch in dieser Saison im Deutschen Volkstheater in Wien in Scene gehen. —